

Gisela Matthiae

„Das hätte ich mir früher niemals zugetraut“

Erfahrungen in einer Einrichtung für Bildungs-, Kultur- und Sozialarbeit der Evangelischen Akademie Bad Boll und der Stadt Stuttgart

Seit ihrer Pensionierung vor 20 Jahren ist Frau Hoyer beim „Treffpunkt Senior“¹ in Stuttgart engagiert – sozusagen seit Beginn seines Bestehens. In dieser langen Zeit ist sie immer wieder ins Staunen geraten über Frauen, die sich plötzlich in der Einrichtung engagierten und Dinge taten, die sie sich früher niemals zugetraut hätten.

„Also das habe ich sehr beobachtet. Und wie sich solche Frauen dann entwickelt haben! (...) Ich war immer wieder überrascht, wie ältere Frauen auf einmal in einer Gruppe Schriftführerin wurden, die nie in ihrem Leben so etwas gemacht hatten und berichtet haben, was in der Gruppe los war. Also da sind Fähigkeiten in den Frauen, die man entwickeln kann, die sind enorm groß.“

Solche Formen von Beteiligung sind oft der Beginn eines intensiveren Engagements, wie z.B. der Leitung einer Initiativgruppe. Frau Schultze, 63 Jahre alt, arbeitet als Sekretärin und leitet seit sieben Jahren die Schreibwerkstätten. Ihr Zugang gestaltete sich etwas anders. Eigentlich wollte sie nur teilnehmen und informierte sich am Telefon über das Programm. Dabei bemerkte ich – damals als Studienassistentin in der Einrichtung tätig –, daß Frau Schultze schon einige Erfahrung mit dem Schreiben hatte und konnte sie überreden, probeweise selbst einen Kurs anzubieten.

„Und dann war ich ja tatsächlich schon auf verschiedenen Literaturseminaren, z.B. in Bad Boll und hab' gedacht, na, so ein bißchen weiß ich's ja (lacht), und dann haben wir's im Mai 92 probiert. Es waren 10 Leute da, und ich hab's so gemacht, wie ich's gedacht hab'. Ich habe keine Ausbildung, nicht einmal in Erwachsenenbildung (...), aber den 10 Leuten hat es doch tatsächlich gefallen. (...) Für mich war's eine wahnsinnige Erfahrung, daß ich eine Gruppe geleitet habe.“

Frau Hoyer und Frau Schultze sind zwei der vielen Frauen, die beim „Treffpunkt Senior“, einer Einrichtung für Bildungs-, Kultur- und Sozialarbeit der Ev. Akademie Bad Boll und der Stadt Stuttgart mitarbeiten. Die meisten von ihnen waren zumindest teilweise berufstätig und sind jetzt pensioniert. Sie sind zwischen 60 und ca. 80 Jahre alt, wobei sich die Altersgrenzen seit einigen Jahren in beide Richtungen ausweiten. Frauen stellen insgesamt einen Anteil von ca. 90% aller Beteiligten.² Am Ende meiner vierjährigen Tätigkeit dort führte ich die zwei Interviews. Sie dauerten jeweils zwei Stunden und können als halbstrukturiert bezeichnet werden, wobei ich mich für das Vorgehen und die Auswertung an kein standardisiertes Verfahren hielt. Die transkribierten Texte ordnete ich nach thematischen Gesichtspunkten. Leitend war die Intention, die Perspektive der Frauen auf ihr Engagement und ihre Situation als Frauen in der Gesellschaft zum Ausdruck zu bringen.³ Dabei wird erkennbar, in welchem Wechselspiel Selbstreflexion und Praxis stehen. Das Befragen der Beteiligten selbst entspricht au-

¹ Da der Name bereits eine lange Tradition hat, wird von Änderungen, die die weibliche Form einschließen, immer wieder Abstand genommen.

² Genaue Statistiken über Alter, Geschlecht, Beruf und sozialen Status wurden bislang noch nicht erstellt.

Berdem der Struktur der gesamten Einrichtung, deren Merkmale zunächst vorgestellt werden. Daran schließen sich thematisch gegliederte Abschnitte mit Beispielen aus dem Programmangebot an. Schließlich fasse ich die Ergebnisse zu einer Art Checkliste für die Arbeit von Kirchengemeinden zusammen.

Beteiligung, Befähigung, Begleitung anstelle von Betreuung, Beschäftigung, Bevormundung

Frau Hoyer arbeitete als Sozialberaterin in einer Firma und viele Jahre in einem Wohlfahrtsverband.

„Ende der 70er Jahre wurde ich vom Deutschen Roten Kreuz – Kreisverband gefragt, ob ich zu einer neugeschaffenen Einrichtung, die von der Akademie Bad Boll und der Stadt Stuttgart getragen wird, als Vertreter⁴ der älteren Generation gehen würde. Da habe ich sofort zugestimmt, v.a. als ich hörte, daß es eine Arbeit mit alten Menschen werden sollte und nicht eine Arbeit für alte Menschen. Das war mir eigentlich immer schon ein Bedürfnis, daß wir unsere Anliegen selber vertreten können, daß wir unsere Wünsche vortragen können, was uns für die Zukunft überhaupt wichtig erscheint. Und daß wir eben mitarbeiten.“

Der „Treffpunkt Senior“ ist organisatorisch eine Arbeitsgemeinschaft. Die Mitgliedsorganisationen wie Wohlfahrtsverbände, kirchliche Bildungswerke, die Volkshochschule und das Sozialamt der Stadt entsenden Delegierte in die drei Gremien: den Arbeitskreis der älteren Generation, die Gruppe der Hauptamtlichen und einen Leitungskreis. In diesen Gremien, die sich z.T. personell überschneiden, werden Themenschwerpunkte bestimmt, Konzeptionen erarbeitet, neue Initiativen und politische Zielvorstellungen entwickelt. Die Geschäftsführung liegt bei einem Pfarrer und Studienleiter.

Neben Vortrags- und Seminarangebote, wie sie für Bildungseinrichtungen üblich sind, sind die über 20 selbstorganisierten Initiativgruppen ein besonderes Merkmal. Sie reichen von der Interessenbörse über eine Theatergruppe, thematischen Gesprächsgruppen und mehreren Musikgruppen bis zu einer Ökologiegruppe „Natur in Gefahr“. Für speziellen Bildungsbedarf gibt es den Bereich der Fortbildungsangebote für Mitarbeitende in der offenen Altenarbeit allgemein und im besonderen beim Treffpunkt Senior. Einen weiteren Schwerpunkt bilden Tagungen zur Vorbereitung auf den sogenannten Ruhestand – „Herausforderungen und Chancen der kommenden Jahre“ –, die zunehmend von ganz „jungen Alten“, nämlich 50 – 60jährigen besucht werden. Besonders diese Arbeit führt in den letzten Jahren zu immer neuen Initiativen und Programmpunkten. Auf eine Arbeitsgruppe für gesellschaftspolitische Altenfragen geht die Gründung des Stuttgarter Stadtseniorenrates zurück.

Die Einrichtung, zentral verortet in einem großen Kommunikationszentrum der Stadt, bildet damit ein m.E. zukunftsweisendes Modell kirchlicher Arbeit. Der soziale, politische und biographisch bestimmte Alltag steht hier konzeptionell im Zentrum der Ak-

³ Zu dem Problem, daß das Thema „Alter“ in der Soziologie und der Theologie nicht in ausreichendem Maß geschlechtsspezifisch behandelt wird, vgl. Blome 1994.

⁴ Frau Hoyer benutzt keine weibliche Sprachform, legt aber ansonsten großen Wert auf frauenpolitisches Engagement.

tivitäten und führt zu den Programminhalten und den Formen des Engagements. Der individuelle Glaube als basaler Bestandteil der Persönlichkeit wird in dem Gesamtzusammenhang thematisiert und gerät damit zu einer Größe des Gesprächs und der Praxis.⁵

„Also wenn ich bloß Zuhause sitzen würde, das wäre entsetzlich!“

Zuhause haben viele Frauen schon viel zu lange gesessen.⁶ Die Erfahrungen zeigen, daß die Suche nach neuen Kontakten und der Erfahrungsaustausch ein Hauptmotiv für die spätere Mitarbeit in den Gruppen und Gremien bedeutet. Ein Beispiel dafür stellt das Sonntagscafé dar, das Frau Hoyer vor einigen Jahren mit einer Gruppe von acht Frauen initiiert hat. Es findet einmal pro Monat statt und richtet sich an Menschen,

„denen am Sonntag die Decke auf den Kopf fällt, weil sie alleine sind, und so eine Möglichkeit haben, wohin zu gehen, wo sie sich wohl fühlen, und wo sie mit anderen sprechen können, und nicht mehr dieses Alleinsein sie so bedrückt.“

Und so kommen an den Sonntagen 20 bis 40 Personen, darunter wenige Männer. Kaffee und Kuchen, Klaviermusik und Tischschmuck geben den notwendigen atmosphärischen Rahmen ab. Aber nicht deshalb kommen die BesucherInnen. Es geht ihnen um Austausch, um das Besprechen alltäglicher Dinge, um Beratung und Diskussion. Dazu steht ihnen das Sonntagscafé-Team zur Verfügung. Immer häufiger aber führen die Kontakte untereinander direkt zu gegenseitiger Unterstützung.

„Ich finde, wenn das so weit geht, daß die Frauen sich untereinander helfen, dann ist der Sinn dieses Sonntagscafés erfüllt.“

Für das Team ist die Arbeit trotzdem nicht immer leicht. Es gibt oft „schwierige“ Gäste, die mit allem unzufrieden sind oder permanente Aufmerksamkeit erfordern. Außerdem stellt sich immer wieder die Frage, inwieweit die Teamfrauen ihre eigene Person einbringen sollen und wo sie sich besser abgrenzen. An dieser Stelle gewinnen die *Fortbildungsveranstaltungen* am „Treffpunkt Senior“ ihre Relevanz. Das Team forderte eigene Gesprächsführungskurse, die später als offene Seminare ins Programm aufgenommen wurden.

Die Struktur des „Treffpunkt Senior“ wird daran besonders deutlich. Sie stellt eine Art Unterstützungsrahmen dar und wiederholt damit, was die Teamfrauen auf der Ebene ihrer Initiative „Sonntagscafé“ ebenso darstellen, wie es die Besucherinnen untereinander praktizieren. Frau Hoyer nennt das ein „sehr schönes Zusammenspiel“.

„Das ist ja bei Frauen ganz wichtig, sich einzubringen“

Frau Hoyer selbst bringt sich gleich mehrfach ein: außer im Sonntagscafé im Arbeitskreis der älteren Generation, in zahlreichen Gremien und Vorbereitungsgruppen. Immer wieder ermutigt sie andere, ihre Meinung zu äußern: *„Machen Sie uns einen Vorschlag, wir warten darauf, wir brauchen das“*. Im Arbeitskreis legt sie großen Wert

⁵ Richtungsweisend für die Reflexion des Glaubens erachte ich Stephanie Kleins Arbeiten über den Zusammenhang von Theologie und Biographie, der für die Bildungsarbeit noch stärker berücksichtigt werden sollte. Zum Zusammenhang von Glauben und Handeln sei z.B. auf Silvia Hagleitners Bildungsansatz verwiesen.

⁶ Vgl. hierzu die empirischen Arbeiten von Frigga Haug über den Zusammenhang des Privaten und der Öffentlichkeit. Besonders sprechend ist der Titel: *„Eine Hausfrau im Widerstand kann keine Hausfrau sein.“* (Haug 1990, 184)

darauf, daß nicht die meisten Ideen von den Hauptamtlichen vorgebracht werden. Viele Ehrenamtliche sind allerdings den Umgang mit Gremien nicht gewohnt und tun sich schwer, ihre Meinungen und Vorschläge einzubringen. Frauen mit einer langjährigen Berufstätigkeit in leitender Funktion haben es leichter. Und die wenigen Männer im Arbeitskreis blicken meist auf ein engagiertes Berufsleben zurück.

„Wir Mutigeren sollten zurücktreten, damit die Stilleren auch etwas sagen, denn sie könnten etwas sagen, aber ich glaube, sie befürchten eben auch die Kritik der anderen, sie sind nicht selbstsicher genug.“

Zur mangelnden Gremienerfahrung kommt, nach Frau Hoyers Einschätzung, auch fehlendes Selbstbewußtsein. Sie schlug deshalb vor, daß Frauen in besonderen Seminaren das Vertreten eigener Meinungen üben sollten.

Daraufhin wurden „Selbstbewußtseinstrainings“ für Frauen organisiert. Die Kursleiterin berichtete, daß zunächst eine der größten Schwierigkeiten darin bestand, überhaupt „ich“ zu sagen. Lange Jahrzehnte der Zurückhaltung und eine negative Besetzung solcher Begriffe wie Selbstbehauptung oder Selbstverwirklichung führten zu einer Geringschätzung der eigenen Person und der eigenen Meinung. *Selbstverteidigungskurse* speziell für ältere Frauen setzen ebenfalls auf der Ebene der Einstellung an. Bei Frauen, die sich abends kaum mehr auf die Straße trauen, kann so erreicht werden, daß sie sich nicht nur körperlich besser zu schützen wissen. Eine speziell vom Frauenministerium gestartete und anfänglich auch finanzierte Kursreihe sollte Frauen eine grundlegende Umorientierung ermöglichen. Unter dem Namen „*Spurwechsel*“ trafen sich Frauen von ca. 50 – 70 Jahren und reflektierten zunächst in der Art von Selbsterfahrungsgruppen ihre bisherigen „Lebensspuren“. Dabei entdeckten sie verloren gegangene Talente, Wünsche und Hoffnungen genauso wie bewährte Strategien. Diese Erkenntnisse wurden dann in Neuentwürfe für die Zukunft umgesetzt, wobei Kursleiterinnen mit konkreten Informationen zur Seite standen. Viele der Teilnehmerinnen ließen ihre Überlegungen gezielt in eine konkrete Arbeit oder in eine Weiterbildung münden.

Veranstaltungen dieser Art zeigen, wie wichtig es für Frauen ist, einen Freiraum für sich zu bekommen, in dem sie ihre positiven wie negativen Erfahrungen austauschen, zu eigenen Schlußfolgerungen kommen und in Handlung umsetzen können. Für nicht wenige Frauen bedeutete das, ihr Leben wieder selbst in die Hand zu nehmen, nachdem sie lange Jahre immer für andere gelebt hatten: die Kinder, den Ehemann, die Vorgesetzten etc.⁷ Für ganz wesentlich erachte ich neben den Bildungsinhalten die Arbeitsformen. Auch Gremienarbeit kennt eine methodische Vielfalt, wie z. B. die Aufteilung in Kleingruppen, das Einbringen jeder der anwesenden Meinungen oder auch gemeinsame Klausurtagungen. Frau Schultze drückt ihre Haltung zur Bildungs- und Gremienarbeit so aus:

„Ich will auch nicht mehr belehrt werden“

Diese Haltung verschafft ihr einen kritischen Blick auch bezüglich ihres eigenen Verhaltens. Sie bedauert, daß Frauen immer wieder in eine passive Haltung zurücksinken

⁷ Zum Dasein-für-andere im Zusammenhang mit Schuldgefühlen vgl. den entsprechenden Abschnitt in meiner Dissertation: *Matthiae* 1999, 167ff.

und fachkundigen Worten, oft aus männlichem Mund, mehr Gehör schenken als den Meinungen und Fragen anderer Frauen. Sie beobachtet, wie selbstverständlich sich manche ihren Platz nehmen und ihre Stimme erheben, weil andere es zulassen. In der Schreibwerkstatt, die sie leitet, findet sie sich immer wieder in der Rolle der Fachkundigen, der wenig Kritik entgegengebracht wird, vor.

„Ich hab’ dann in der Schreibwerkstatt auch manchmal das Gefühl, ich müsste mich vorbereiten und ich müsste viel sprechen, und wenn ich schlecht vorbereitet bin, dann geht die Gruppe oft viel besser (...), wenn ich viel sprech’, dann kommen die ja gar nicht zum Schreiben!“

Ihre Vorbereitung besteht heute darin, sich eine Anleitung zum Schreiben zu überlegen; die Teilnehmerinnen nennen es – Schwäbisch – ein „Aufgäble“. Das können Wortspiele sein, Spiele mit Sprichwörtern, Umformulierungen von Gedichten, Texte aus der Perspektive von Pflanzen oder Tieren usw. Frau Schultze achtet sehr darauf, daß beim Schreiben und dann beim Vorlesen der Texte keine Konkurrenz entsteht.

„Ich gebe eine Aufgabe, und dann machen alle das Gleiche; danach sind wir einfach erfreut, wie vielseitig das wird. Dann steht das Lustige neben dem Traurigen und das Satirische neben dem Tragischen. Man kennt allmählich schon ein bißchen die Eigenarten, und es gibt, obwohl natürlich die eine besser schreibt als die andere, keine Schulsituation – wer ist der Beste –, sondern – das wird mir zurückgemeldet – wir machen jedesmal einen Blumenstrauß. (...) Darauf bin ich auch ein bißchen stolz, weil bei uns Gemeinsinn erblüht ist.“

Dieser Gemeinsinn findet sich wieder in dem jährlich erscheinenden Bändchen mit Texten aus der Schreibwerkstatt. Die Frauen gehen also an die Öffentlichkeit und machen auch Lesungen bei diversen Gelegenheiten. Manche reagieren in der Zwischenzeit auch schon mal auf Ausschreibungen.

„Da war letztes Jahr so eine Ausschreibung, 50 Jahre Kriegsende, und da sollte man Geschichten einschicken, und da war eine Frau (aus der Schreibwerkstatt, G.M.) unter den Preisträgern. Da hab ich gemerkt, das war wirklich ein Erfolgserlebnis. (...) Die einzelnen Frauen haben dann doch gemerkt, daß sie was können, und bekommen eine Rückmeldung; daß es nicht bloß für die Schublade ist, sondern daß sie damit Anerkennung kriegen können.“

Für viele Frauen ist es sogar das erste Mal, daß sie in der Öffentlichkeit Anerkennung finden. Die kleinere Gruppenöffentlichkeit bietet einen idealen Rahmen, sich selbst auszuprobieren. Die meisten bringen nicht sehr viel Schreiberfahrung mit, auch nicht unbedingt sehr viel Selbstvertrauen, aber „eine Neugierde, durch das Schreiben die Welt neu zu erfahren“. Bei ihrer Themenwahl fragt Frau Schultze nach den Interessen in der Gruppe. Außerdem sucht sie nach Möglichkeiten, über das Schreiben Selbstbewußtsein und Kritikfähigkeit zu üben. Denn manchmal sind ihr die Texte einfach zu „brav“, zu wenig politisch reflektiert. Wenn dann aber z.B. ein Perspektivwechsel vorgenommen und ein klassischer Text aus der Sicht einer der vorkommenden Frauen umgeschrieben wird, kommen Einstellungen zutage, die viele der Frauen nur schwerlich direkt äußern würden. Das Schreiben in einer anderen Person⁸ bietet eine

⁸ Vgl. hierzu den Trick des Schreibens in der dritten Person, wie er bei der Methode der Kollektiven Erinnerungsarbeit praktiziert wird. (Haug 1990, 60)

gute methodische Möglichkeit, gewohnte Meinungen zu verlassen. Einmal allerdings protestierten die Frauen ganz klar und direkt. Eine Journalistin wollte eine Sendung zum Thema „Wer sagt denn, daß sie's nicht mehr tun!“ machen und bat die Schreibwerkstatt um Texte dazu. Die Frauen weigerten sich. Sie waren empört, nicht über das Thema Sexualität, sondern über die Mißachtung ihrer Biographie:

„Wir sind die Generation ohne Mann. Unsere Männer sind im Krieg gefallen, und dann, obwohl man gewußt hat, es sind keine Männer mehr da, wenn man ledig war, hat's geheißt, ach, du hast keinen abgekriegt, und war man da so abgestempelt als alte Jungfer, und jetzt im Alter gibt's immer noch bloß ein paar Männer, und (...) wenn du einen erwischst hast im Alter, dann kommt das groß raus, und wir Einzelnen und Ledigen kommen wieder zu kurz. Über uns dreht keiner einen Film.“

„Die Männer sind in der Minderzahl“

Die Tatsache, daß mindestens 95 % der zum Treffpunkt Senior kommenden Menschen Frauen sind, hat nicht nur mit der demographischen Situation zu tun. An einer der beiden Schreibwerkstatt-Gruppen nimmt ein Mann teil. Er war Deutschlehrer und löste bei der Leiterin zunächst Unsicherheit aus. Aber er beteiligt sich wie alle anderen an den Aufgaben, allerdings mit Abweichungen.

„Wenn wir über „Licht“ schreiben, dann schreibt er nicht bloß übers Licht, dann schreibt er über eine Reise und in dem Zusammenhang über Licht.“

Frau Schultze begrüßt das und wünscht sich, daß die Frauen auch freier mit ihren Vorgaben umgehen würden. Männer kommen in der Regel ganz gezielt zu einem Treffen der Schreibwerkstatt, weil sie konkrete Hinweise benötigen. Ein Mann möchte z.B. wissen, wie er die atemberaubenden Sonnenaufgänge seiner letzten Reise beschreiben kann. Bekommt er von Frau Schultze, was er erwartet hat, geht er zufrieden nach Hause und schreibt weiter. Nur selten nehmen Männer das Angebot, in der Gruppe zu schreiben und dafür von einer Frau Anleitungen zu bekommen, an.

Auch im Arbeitskreis sind unter den ca. 20 Delegierten immer nur wenige Männer. Diese allerdings treten durch Engagement und durch mehrere und längere Wortbeiträge besonders in den Vordergrund. Auf die Frage, warum sich eigentlich nicht mehr Männer in dem Gremium oder auch in den Initiativgruppen beteiligen, antwortet Frau Hoyer:

„Ich habe in der Sozialarbeit immer beobachtet, daß Männer sehr zurückhaltend sind, wenn es um Aufgaben geht, die sie nicht genau genug kennen, wo sie befürchten, daß sie sich blamieren könnten, daß etwas abbröckelt von ihrem Image, und Frauen sind da einfach mutiger im Anfassen von neuen Dingen. (...) Männer denken, wenn sie sich mit der Zeitung befassen, und wenn sie mal mit ihren Kollegen so eine Art Stammtischgespräch führen, daß das für sie genügt. Und ich glaube, Frauen sind da noch neugieriger und haben ja oft in ihrem Leben erfahren müssen – v.a. die älteren Frauen –, daß die Männer tonangebend waren, und daß sie eigentlich immer einen Schritt hinter ihnen gelaufen sind, und daß sie nun, da sie oft die Überlebenden sind, einen ganz neuen Weg beschreiten können und merken, was für Freiheiten für sie vorhanden sind.“

Das Engagement der Männer beim „Treffpunkt Senior“ stellt in der Regel die Fortsetzung einer beruflichen Tätigkeit dar. Auf diesem Gebiet erworbene Kompetenzen und Arbeitsstile führen dann fast zwangsläufig zu dominantem Verhalten. Für die meisten Frauen dagegen bedeutet das Engagement zugleich Neuanfang. Doch genau darin sind sie auch ge-übter. Ihre Biographien spiegeln wider, in wie vielen Bereichen sie ab-wechselnd oder auch gleichzeitig tätig waren.⁹ Der Spagat zwischen privater und gesellschaftlicher Arbeit machte sie zerrissener, aber auch flexibler. Anders gesagt: sie haben durch einen Neuanfang nur zu gewinnen. Männer sehen darin eher einen sozialen Abstieg, verweisen auf ihre beruflichen Erfolge oder ziehen sich zurück. Allerdings ist zu beachten, daß die Generation derjenigen, die jetzt frühzeitig in einen sogenannten Vorruhestand entlassen werden, anders reagiert. Die Frühpensionierung stellt eine enorme Verunsicherung dar und zwingt zu längerfristiger Umorientierung und neuer Lebensplanung.¹⁰

„Also sie werfen den Jungen vor, sie wären egoistisch, und ich hab’ manchmal gedacht, ihr seid’s aber auch ganz schön!“

Die Zusammenarbeit zwischen zumeist jüngeren hauptamtlichen „Profis“ und älteren neben- und ehrenamtlichen Engagierten birgt natürlich einige Konflikte. Hier überlagern sich die Unterschiede im Alter und im Status: die einen beziehen Gehalt, die andern lediglich Aufwandsentschädigungen. Immer wieder wird deshalb über gemeinsame Klausurtagungen und spezielle Veranstaltungen versucht, den Austausch zu fördern. Frau Hoyer, als Ehrenamtliche, hat großes Interesse am gemeinsamen Gespräch.

„Ob das für die Hauptamtlichen auch so ist, da bin ich etwas im Zweifel; ob man das nicht eben auch macht, weil man nicht drumherum kommt, weil man offiziell zumindest nicht die Älteren verletzen will, die sich so engagieren. Ich habe manchmal den Eindruck, da ist kein ganz echtes Engagement da. (...) Und da jetzt beruflich auch Not ist, einen richtigen Platz zu bekommen, und Altenarbeit jetzt auch eine Möglichkeit bietet, macht man’s.“

Frau Hoyer spricht offen aus, was viele ihrer Generation denken. Ihre Antwort auf das Problem besteht in vielfältigen Aufforderungen an die Älteren, sich bewußt und laut einzubringen und die Einrichtungen für die eigenen Interessen zu nutzen. Sie fordert also keine Rücksicht von seiten der Jüngeren, kein Engagement, wo es nicht ist. Veränderungen hält sie da für möglich, wo Benachteiligte selbst initiativ werden. Damit greift sie einen wesentlichen Ansatz der Frauenbewegung auf, der Frauen nicht als Opfer, sondern als Handelnde begreift. „Befreiung geschieht durch uns selbst oder gar nicht.“ (Haug 1990, 48) Gleichzeitig plädiert sie für intergenerative Veranstaltungen: „Es darf auf keinen Fall eine Ghettosituation entstehen.“ Die Einbindung des „Treffpunkt Senior“ in ein großes Bildungs- und Kulturzentrum bietet hierfür eine gute Voraussetzung.

⁹ Vgl. dazu die Forschungsarbeit von Regina Sommer 1998.

¹⁰ Das ergab eine Umfrage, die das Sozialministerium bei der Evangelischen Akademie Bad Boll 1994 in Auftrag gegeben hat.

Austausch zwischen den verschiedenen Gruppen setzt neben der Bereitschaft dazu größtmögliche Offenheit voraus. Vermutungen, wie sie Frau Hoyer hat, sollten genauso geäußert werden dürfen wie Enttäuschungen der BildungsreferentInnen. Diese klagen, daß ihr Engagement umgekehrt nicht entsprechend gewürdigt wird oder daß neue Ideen nicht begeistert aufgegriffen werden. Ganz offensichtlich kann der Austausch nicht primär auf der Sachebene geführt werden. Die eigenen lebensgeschichtlichen Erfahrungen vielmehr stellen den Bezugsrahmen dar, nach dem neue Erfahrungen und Argumente bewertet werden. Eva Blimlinger schlägt deshalb vor, die Erzählungen der Lebensgeschichten als Ausgangspunkt für den Austausch zu nehmen.¹¹

Derartige Einsichten führten zu einer Reihe, die als *Frauenfilmcafé* bekannt wurde. An den Veranstaltungen beteiligen sich Frauen zwischen 18 und 80 Jahren. Die Filme bieten eine gute Gesprächsgrundlage. Die eigenen lebensgeschichtlichen Erfahrungen können zum Filminhalt in Beziehung gesetzt werden und von dort auch Impulse bekommen. Das ist besonders der Fall, wenn es um Frauenfreundschaften geht, das Älterwerden, Abhängigkeiten, Rollenklischees und Neuaufbrüche.

Frau Schultze bemerkt allerdings kritisch, daß die biographische Situation nicht lediglich eine individuelle ist. Die allgemeine wirtschaftliche und politische Situation, die gesellschaftliche Rahmenanordnung sozusagen, mit ihren Auswirkungen auf die verschiedenen Bevölkerungsgruppen muß im Blick behalten werden, damit nicht etwa das Alter als einzige Bezugsgröße hervortritt.

„Es ist ein irrer Wechsel, der durch Europa, die Internationalisierung geschieht. Das ist der Hintergrund für das, was in der Altenpolitik passiert. Es reicht nicht, eng, kommunal- oder landespolitisch zu gucken, sondern da muß man global gucken. (...) Das hat mich oft gestört, daß man an dem Altenthema hängengeblieben ist, ohne den größeren Hintergrund zu sehen.“

Informationen über Kommunalpolitik und die Möglichkeiten der Einflußnahme bieten Stadtteil-Seminare unter der Überschrift *„Unsere Stadt braucht Frauen – wir machen mit“*. Das politische Bildungsseminar richtet sich gegen die Parteienverdrossenheit und Politikmüdigkeit gerade von Frauen. Dagegen soll vermittelt werden, daß politische Entscheidungen auch auf der kommunalen Ebene unseren Lebensalltag stark beeinflussen und deshalb politische Einmischung nötig ist. An den Kursen beteiligen sich Frauen unterschiedlicher Lebensformen und verschiedenen Alters und machen ihren jeweiligen Bezug zum Stadtteil deutlich.

„Jetzt kocht ihr wieder Kaffee, und jetzt steht ihr wieder an der Theke“

Trotz des klar erkennbaren – wenn auch nicht immer so genannten – feministischen Ansatzes und trotz vielerlei Eigeninitiative von seiten der Frauen: auch der „Treffpunkt Senior“ reproduziert typisch weibliche Rollenklischees! Die Bereiche, in denen Frauen vorrangig aktiv werden, entsprechen oft ihren bisherigen Zuständigkeitsbereichen: Küche, Büro, Beziehungspflege, Kinderbetreuung. Veranstaltungen mit frauenpolitischer Ausrichtung, speziell auch zu Feministischer Theologie, haben noch keine

¹¹ *Blimlinger* 1994. Im Vorwort schreibt Thea Bauriedl: „In dem hier vorgestellten Dialog zwischen Jungen und Alten wurde es gerade vermieden, sich zudecken zu lassen von den ‘immer gleichen Geschichten’ der Alten, oder auch die Alten mit den immer gleichen Fragen zuzudecken, auf die keine wirkliche Antwort erwartet wird.“ S. VIII

breitere Basis für die Institutionalisierung von Frauenbildung und Geschlechterdemokratie geschaffen. Veranstaltungen in diesem Bereich hängen, wie in den meisten Bildungseinrichtungen, vom Engagement der jeweiligen Bildungsreferentin ab.¹²

Es ist allerdings keineswegs so, daß ältere Frauen nicht Interesse für bestimmte frauenspezifische Themen hätten. Die Erfahrung zeigt, daß es auch hier auf die Form der Vermittlung ankommt. Bei der Planung einer Seminarreihe über „Frauengeschichte im Nationalsozialismus“ gab es anfänglich Widerstände, weil die damaligen Mütter sich sofort auf die Anklagebank der jüngeren Frauen gedrängt sahen. Solange hier mit einseitigen Schuldzuweisungen operiert wird, kann mit der Mitarbeit der älteren Frauen nicht gerechnet werden. Wenn aber erkannt wird, daß es um die Wiedergewinnung versteckter Frauengeschichte geht und um ein gemeinsames Lernen aus der Geschichte für die Zukunft, ist die Bereitschaft zur Zusammenarbeit schnell da.¹³ An der Planung waren Referentinnen verschiedener Initiativen und unterschiedlichen Alters beteiligt.

Den gesellschaftlichen Mißstand einer doppelten Diskriminierung für Frauen im Alter sollte eine Veranstaltungsreihe mit dem Titel „*Frau und Alter*“ aufdecken. Dazu wurde mit der kommunalen Gleichstellungsstelle kooperiert. Ausstellungen, Gesprächsrunden, Seminare, Theateraufführungen und Podien sollten die Öffentlichkeit darauf aufmerksam machen, daß für ein verändertes Rollenverständnis und Selbstbewußtsein Sprache, Bilder und Vorbilder fehlen. In einer speziellen Reihe „*Frauenportraits*“ wurden prominente Frauen wie Lieselotte Funcke, Margarete Hannsmann, Marie Marcks und Gudrun Pausewang nach ihrer Art des Älterwerdens in einem öffentlichen Gespräch befragt. Sie sprachen offenherzig über Gesundheit, Sexualität und die Bedeutung des Älterwerdens für ihre Arbeit und trugen damit nach außen, was sich oft nur in einem privaten Innenbereich abspielt.

„Das ist überhaupt ein ganz schlimmer Standpunkt, wenn jemand meint, im Alter dürfe man das nicht mehr“,

sagt Frau Hoyer und fügt hinzu: *„Wenn man nicht mehr neugierig sein kann und wenn man sich so in den Winkel verkriecht, das finde ich ganz schlimm!“* Für sie ist klar, daß das Alter nicht vornehmlich eine Bestimmung des Körpers, sondern eine Frage der Aktivität, der Neugierde und der Flexibilität ist.

„Ich denke ja, daß Alter mit diesen Themen, über die wir uns (beim Treffpunkt Senior, G.M.) unterhalten, sowieso nicht so viel zu tun hat. Ich meine, daß in jeder Lebensphase etwas anderes jeweils eine Rolle spielt. Und ich denke, daß die Anregungen, die überhaupt von hier ausgehen, also daß die bei der Lebensbewältigung helfen und einem auch eben klarmachen, daß es eben noch andere Dinge gibt, als bloß dieses täglich Notwendige.“

¹² Aus diesem Grund gründeten Bildungsreferentinnen in Baden-Württemberg zusammen mit der Landeszentrale für politische Bildung 1993 die „Fachkonferenz Politischer Frauenbildung“.

¹³ Dazu bei *Blimlinger* 1984, VII: „Gerade unsere jüngste Geschichte lehrt uns, wie wichtig es ist, Schuld und Schuldgefühle, Wünsche und Ängste der nächsten Generation offen mitzuteilen, damit diese ihre „Erbe“ antreten und auf ihre, vielleicht bessere Weise, damit umgehen kann.“

Beispiele dafür gibt es am „Treffpunkt Senior“ genug. Da ist die leicht gehbehinderte Frau, der beim Theaterspielen noch nie die Füße wehgetan haben. Oder die 82-jährige in der Schreibwerkstatt:

„Sie hat überhaupt nichts Betuliches oder Altmodisches...da hat man das Gefühl, die steht mitten im Leben und sieht es mit ihren 82 frisch und munter und neugierig an.“

Frau Schultze nimmt den Altersunterschied von 20 Jahren in ihrer Gruppe sowieso nicht wahr. Das Alter spielt allenfalls dann eine Rolle, wenn Frauen aufgrund des Sehens oder ihrer Stimme keine öffentlichen Lesungen mehr machen wollen oder Schwierigkeiten mit dem Schreiben von Hand bekommen. Solche körperlichen Beeinträchtigungen können freilich nicht wegdiskutiert werden. Allerdings helfen ein gutes soziales Umfeld, ein eigener Tätigkeitsbereich und Informationen über Veränderungsprozesse des Körpers, damit besser umzugehen. Beide Frauen meinen, daß „Alter“ vornehmlich eine psychologische und soziologische Größe ist. Frau Schultze:

„Wenn ich sag’ „die ganz Alten“, dann nicht, weil sie alt sind, sondern weil sie sich nicht mehr für Veränderungen, für die Zukunft interessieren, sondern nur noch auf ihren Altenteil gucken.“

Zwischen persönlicher Einstellung zum Alter und eigenem Umgang mit dem Älterwerden einerseits und den gesellschaftlichen Zuschreibungen andererseits klafft in der Regel eine enorme Lücke. Das gilt besonders dann, wenn Frauen sich weigern, die bisher typische Rolle einer älteren Frau einzunehmen. Dazu kommt die Schwierigkeit, daß die Gesellschaft bezüglich dessen, was als „typisch“ anzusehen ist, durchaus widersprüchlich ist. Angesichts hoher Scheidungsraten und vielfältiger Lebens- und Wohnformen sind andererseits diejenigen Frauen verunsichert, die in der Ehe ihre Lebens- und Altersversorgung sahen. Sie müssen oft gezwungenermaßen in miserablen finanziellen Verhältnissen leben und zudem eine andere Identität als Frau aufbauen. Trotz der veränderten Bedingungen hält die Politik aber immer noch am Familienmodell fest und drängt besonders alte Frauen in große soziale Notstände.

Die Gleichstellungsstelle zusammen mit dem Sozialamt der Stadt Stuttgart, den Wohlfahrtsverbänden sowie den Bildungseinrichtungen sah sich deshalb 1993 herausgefordert, einen *Arbeitskreis „Frau und Alter“* ins Leben zu rufen. Ziel ist es, Einrichtungen, politische VertreterInnen und die Öffentlichkeit für eine frauengerechte Altenhilfeplanung zu sensibilisieren. Ziel ist es auch zu verhindern, daß Frauen durch neue Gesetze in ihren rollentypischen Verhaltensmustern festgehalten werden. Erstes großes Thema des Arbeitskreises war die Pflegeversicherung. Es wurde kritisch darauf hingewiesen, daß das Risiko der Pflege- und Hilfsbedürftigkeit erneut und wie selbstverständlich von den Frauen getragen werden soll – als Arbeit aus Liebe. Dagegen wurde deutlich gemacht, daß es sich um einen Arbeitsplatz mit Erwerbs- und Qualifizierungsmöglichkeiten handelt und daß Pflege nicht ein Akt privater Aufopferung sein muß. Ein weiteres Thema des Arbeitskreises war „Sicherheit im öffentlichen Raum“.

„Es ist schade, daß die meisten glauben, in diesen Altenclubs geht das nicht.“

Frau Hoyer macht die Erfahrung, daß die Arbeit beim „Treffpunkt Senior“ auf die Kirchengemeinde übertragbar ist. Wenn sie z.B. von einem Kreativwochenende zu-

rückkommt, ist sie immer voller Ideen für den „Altenclub“ in der Gemeinde, in dem sie ab und zu eine Gesprächsrunde leitet. Sie stellt fest, daß sich selbst bei heiklen Themen wie z.B. „Tod und Sterben“ mindestens ein Drittel der – man würde heute sagen – Hochbetagten beteiligt. Derartige Herausforderungen werden anscheinend bereitwillig angenommen, wenn sie von einer akzeptierten und selbst engagierten Person kommen. Den Weg in den „Treffpunkt Senior“ würden die Frauen allerdings nicht mehr auf sich nehmen. Sie ziehen ihren örtlichen Gemeindebezug vor, und, das räumt Frau Hoyer ein, manches wäre ihnen dort zu „intellektuell“. Machen sich hier volkswirtschaftlich-örtliche Gemeinde und überregionale kirchliche Einrichtung für die bildungsbürgerliche Mittelschicht Konkurrenz? Oder will letztere gar erstere abwerten?

Ich vertrete die Ansicht, daß beide Institutionen ihre Berechtigung haben, plädiere aber zudem dafür, die Arbeit in den Ortsgemeinden, angeregt durch die Erfahrungen aus dem „Treffpunkt Senior“ – und aus vergleichbaren Einrichtungen – inhaltlich und strukturell zu verändern.

Frau Schultze war jahrelang Kirchengemeinderätin und hat ihre Erfahrungen in einem Buch festgehalten. (Schultze 1997) Darin geht es um männliche Gottesbilder und patriarchale Gemeindestrukturen, um die Betreuungskirche und um die mangelnde Meinungsvielfalt, ums Zusammenglucken in den einzelnen Kreisen und das ewige Kuchenbacken der Frauen. Irgendwann wollte Frau Schultze bewußt dem Druck nicht mehr standhalten, eine „rechtschaffene“ Kirchengemeinderätin zu sein und verabschiedete sich zu anderen kirchlich-theologischen Tätigkeiten. Ihr war es schlicht zu eng geworden, zu hierarchisch, zu männerzentriert und – auf eine Art – zu fromm. Am „Treffpunkt Senior“ schätzt sie die Weite, die Vielfalt der Themen und Personen, die Räume, die zur Verfügung stehen und die Unverbindlichkeit, mit der man kommen und gehen kann. Diese Vorzüge lassen sich meiner Ansicht nach auch in Gemeinden erreichen. Sie entsprechen einem Glaubensverständnis, das auf Kommunikation basiert und die hierarchische Kluft zwischen TheologInnen und Laien zu überwinden versucht. Theologie wird so zu einem gemeinsamen Prozeß in der Reflexion religiöser Erfahrungen. Individuelles Erleben sollte ebenso Eingang in die Reflexion finden wie gesellschaftspolitische Rahmenbedingungen und die Umsetzung in konkretes Handeln. Die Glaubensinhalte sind folglich der Veränderbarkeit zu unterziehen, und die Gemeindeglieder sollten in die Lage versetzt sein, nicht nur einzelne Programmpunkte mitzugestalten, sondern konzeptionell verantwortlich mitzuarbeiten.¹⁴ Eine Umorientierung von der Versorgungskirche zur Beteiligungskirche stellt sicherlich einen großen Wandel dar. Noch immer sind viele Gemeindeglieder gewohnt, sich mit Predigten, Vorträgen und Feiern „bedienen“ und damit auch bevormunden zu lassen. Das Gegenstück bilden AmtsträgerInnen mit einem Führungsstil, der als autoritär empfunden wird, auch wenn er sich „väterlich“ oder „mütterlich“ gibt. Als Zusammenfassung der Ergebnisse stelle ich eine Art Checkliste vor, die sich speziell an den Interessen von Frauen orientiert, durchaus aber geschlechterübergreifend Gültigkeit erlangen sollte:

¹⁴ Ich verweise auf den interessanten pastoraltheologischen Ansatz von *Martha Ellen Stortz* von 1995.

- - Frauen bestimmen selbst, in welcher Form und mit welchen Zielen sie sich aktiv am Gemeindeleben beteiligen wollen. Eigeninitiative ist vorrangig zu fördern.
- Hauptamtliche haben die Aufgabe von Begleitung und Beratung da, wo diese benötigt werden.
- Entscheidungsgremien wie z.B. der Kirchengemeinderat müssen so strukturiert sein, daß alle Interessen vertreten sind. Auf eine gleiche Gewichtung von Haupt-, Neben- und Ehrenamtlichen ist zu achten.
- Die Kirchengemeinde organisiert für ihre MitarbeiterInnen Fortbildungsveranstaltungen wie z.B. Supervisionen, Gesprächsführungskurse etc., je nach Bedarf.
- Die Schwelle zur Gemeinde ist niedrig zu halten, was bedeutet, daß religiöse und politische Anschauungen oder „geschlechtstypisches“ Verhalten nicht den Charakter von Zugangsbedingungen annehmen dürfen.
- Frauen haben die Gelegenheit, sich mit gesellschaftlich und theologisch tradierten Rollenklischees kritisch auseinanderzusetzen und neue Entwürfe hervorzubringen.
- Angesichts der Pluralisierung der Lebensformen versucht die Gemeinde, eher ein Abbild der gesellschaftlichen Realität als die Fortsetzung der Tradition darzustellen.
- Eine Kirchengemeinde erarbeitet das für ihre Mitglieder zutreffende Verhältnis von religiöser und gesellschaftlicher Tradition und Reform.
- Zum Austausch über eigene Interessen, Erfahrungen und Bedürfnisse ist es wichtig, „offene Räume“, z.B. in Form von Gesprächskreisen oder speziellen Veranstaltungen zu haben. Für manche Themen und Personengruppen muß allerdings Schutz geboten werden, weshalb ein zeitweiliges Schließen der Offenheit nötig werden kann.
- Im Rahmen eines lebensgeschichtlichen Erfahrungsaustausches haben religiöse Erfahrungen einen besonderen Platz.¹⁵
- „Offene Räume“ sind auch nötig, um neue Veranstaltungsformen und Inhalte auszuprobieren.
- Initiativgruppen regen zu Beteiligung und zur Aktivierung (wieder)entdeckter Begabungen an.
- Zusammen mit anderen nicht-kirchlichen Einrichtungen werden themen- und interessenbezogen gemeinsame Veranstaltungen und Kurse durchgeführt. Bei Wahrung des je eigenen Profils kann Konkurrenz vermieden werden.
- Intergenerative Gruppen und Veranstaltungen haben einen Vorrang vor altersbestimmten Gemeindegruppen. Anstelle von Alter sollten Interessen und Themen das Verbindende darstellen.
- Eine Kirchengemeinde kann Modellcharakter im Aufbrechen gesellschaftlicher Alters- und Rollenstereotypen entwickeln. Sie kann zudem an der Durchsetzung politischer Ziele arbeiten, z.B. in Fragen der sozialen Gesetzgebung und des Gesundheitswesens.

¹⁵ Besonders Erfahrungen von Frauen haben bislang kaum Eingang in die Theologien von Kirchen und Universitäten gefunden. (Becker/Nord 1995) Hier besteht außerdem großer Bildungsbedarf, speziell im Blick auf vergessene und verdrängte Beiträge von Frauen in der Geschichte. Neuere Arbeiten, die hier Forschungslücken schließen, sind z.B.: Bieler 1994, Pithan 1997

- Selbstbestimmung bildet die Voraussetzung zur Veränderung hierarchischer Strukturen und zur Gegensteuerung gegen die doppelte Diskriminierung alter Frauen.

Literatur:

- Becker, Sybille / Nord, Ilona (Hg): Religiöse Sozialisation von Mädchen und Frauen. Stuttgart/Berlin/Köln 1995
- Bieler, Andrea: Konstruktion und Weiblichkeit: die Theologin Anna Paulsen im Spannungsfeld bürgerlicher Frauenbewegung der Weimarer Republik und nationalsozialistischer Weiblichkeitsmythen. Gütersloh 1994
- Blimlinger, Eva u.a.(Hg): Lebensgeschichten. Biographiearbeit mit alten Menschen. Hannover 1994.
- Blome, Andrea: Frau und Alter. „Alter“ – eine Kategorie feministischer Befreiungstheologie. Gütersloh 1994
- Hagleitner, Silvia: Mit Lust an der Welt – in Sorge um sie. Feministisch-politische Bildungsarbeit nach Paolo Freire und Ruth C. Cohn. Mainz 1996
- Haug, Frigga: Erinnerungsarbeit. Hamburg 1990
- Klein, Stephanie: Theologie und empirische Biographieforschung. Methodische Zugänge zur Lebens- und Glaubensgeschichte und ihre Bedeutung für eine erfahrungsbezogene Theologie. Stuttgart/Berlin/Köln 1994
- Matthiae, Gisela: Clownin Gott. Eine feministische Dekonstruktion des Göttlichen. Stuttgart/Berlin/Köln 1999
- Pithan, Annebelle (Hg.): Religionspädagoginnen des 20. Jahrhunderts. Göttingen 1997
- Schultze, Margarete: Gott im Birnbaum. München 1997
- Sommer, Regina: Lebensgeschichte und gelebte Religion von Frauen. Eine qualitativ-empirische Studie über den Zusammenhang von biographischer Struktur und religiöser Orientierung. Stuttgart/Berlin/Köln 1998
- Stortz, Martha Ellen: PastorPower. Macht im geistlichen Amt. Stuttgart/Berlin/Köln 1995